In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 107. Posen, den 28. Oktober 1927. Nr. 107.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von **Moritz Band.**

26. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Beethoven war von dem Ergebnis dieser Interventionen und Bemühungen peinlich berührt, aber er tröstete sich mit dem Bewußtsein, daß es noch eine zweite Bühne in Wien gab, welche sein Werk herausbringen konnte, das Theater an der Wien, an dem auch Mozart früher zu Worte gekommen war; dort wurde das Anerbieten, Beethovens Werk aufzuführen, mit Begeisterung angenommen, und man bot ihm sogar eine Wohnung im Theatergebäude an, damit er, in ständigem Kontakt mit der Bühne und der Direktion, dort seine Arbeit vollenden könne. Beethoven, der ohnehin gern sein Quartier wechselte, nahm diesen Antrag gern an, und so entstand denn sein Werk unmittelbar an der Stelle, wo es im Lichte der Bühnenwelt geboren werden sollte . . .

Aber das Schicksal, das dem großen Meister niemals freundlich lächelte, schien auch bei seinem ersten Bühnenwerke ihm alle erdenklichen Hindernisse in den Weg legen zu wollen, und so zogen drohende Wolken am Horizont vor Beethoven auf, die seine Stimmung und seinen Arbeitseifer bedenklich beeinflußten.

Die erste Mißhelligkeit für ihn war, daß man sich darauf steifte, den Titel des Werkes zu ändern; es sollte nicht „Leonore“, sondern „Fidelio“ heißen, eine Aenderung, für die man kaum einen zureichenden Grund hatte und gegen die Beethoven energisch, aber erfolglos protestierte.

Das zweite unliebsame Ereignis war die außerordentliche Schwierigkeit der Proben, die Beethoven selbst leitete und bei denen seine stets wachsende Schwerhörigkeit ein arges Hindernis für die Verständigung mit den Musikern und Sängern bot. In der trefflichen Sängerin Anna Milder-Hauptmann besaß das Theater wohl eine herrliche Leonore, die des Meisters Wünsche ganz und voll erfüllte, aber die übrigen Hauptrollen wiesen teilweise eine recht mäßig gute Besetzung auf, und mit dem Orchester kam Beethoven mehr als es gut war in Konflikte und künstlerische Differenzen. Er fühlte — und bei seiner Empfindlichkeit war dies doppelt schlimm — all die Widerstände und Schwierigkeiten, die sich bei der Inszenierung einer großen Oper immer ergeben, und mehr als einmal war Beethoven willens, „den ganzen Krempel“ hinzuwerfen und auf die Aufführung seines Werkes zu verzichten. All seine Freunde mußten sich bemühen, ihn in solchen Fällen zu besänftigen und die aufgeregten Wogen zu glätten.

Aber das Schicksal hatte noch den allerschlimmsten und schwersten Schlag für Beethoven und sein Werk aufbewahrt — die Franzosen standen vor Wien und besetzten die Stadt, was die Bevölkerung natürlich von ihrem Interesse für das Theater völlig ablenkte, und so kam es, daß die für den 20. November angesetzte erste Aufführung vor einem Parterre stattfand, das fast ganz von französischen Offizieren besetzt war, während in den Logen die Oberkommandierenden und Generale sich breit machten. Daß dieses Publikum für eine deutsche Oper von dem tiefen Gehalt und der ernsten Tragik des „Fidelio“ nichts übrig haben konnte, und daß die anwesenden Wiener in ihrer gedrückten Stimmung mit ihrem Beifall zurückhielten, war vom Anfang an klar, und so kam es, daß der „Fidelio“, den der gewaltigste Tondichter jener Zeit mit seinem Herzblut geschrieben hatte, kaum mehr Anklang fand, als was man in der Terminologie des Theaters einen „Achtungserfolg“ nennt.

Beethoven war aus allen Himmeln gestürzt, und so felsenfest er von dem Werke und der Bedeutung seines Werkes überzeugt war, mußte er sich angesichts dieser Aufnahme im Publikum geschlagen bekennen, um so mehr, als auch die folgenden Vorstellungen am 21. und 22. November noch kühler aufgenommen wurden. Auch die Kritik der Wiener Presse und der Fachblätter für Musik schien dem Werke, das in so vieler Hinsicht von der landläufigen Tradition der fast einzig bevorzugten italienischen Oper abwich und für die ernsten Musiker so manches neue Problem bot, nichts abgewinnen zu können, und so schien denn, durch äußere und innere Umstände in gleicher Weise bedrängt, das Schicksal des „Fidelio“ besiegelt zu sein.

Beethoven war tief unglücklich und wollte von der ganzen Welt nichts wissen, aber seine Freunde hielten fest zu seiner eigenen Meinung über dieses Meisterwerk und drangen in ihn, die Flinte nicht ins Korn zu werfen und durch notwendige Neubearbeitung einiger Partien das Werk bühnenfähiger und wirksamer zu machen. Er sträubte sich gegen diese Zumutung und wollte davon nichts wissen, denn es erschien ihm schimpflich, seine eigene Ueberzeugung jener der großen Menge unterzuordnen.

Wie die Stimmung in Wien in jenem unglückseligen Winter von 1805 auf 1806 war, so war auch Beethoven verzweifelt und zerrissen. Er grollte mit sich und mit aller Welt, und sein ganzer Verkehr mit Freunden und Gönnern war nur von dem einzigen Thema beseelt: die Umarbeitung seiner Oper, von welcher Notwendigkeit alle überzeugt war, nur einer nicht — Beethoven!

Aber die Fürstin Lichnowsky, seine mütterliche Freundin, gab keine Ruhe, und obwohl sie seit Jahren schwer leidend war, widmete sie sich unentwegt der Förderung ihres Schützlings Beethoven, dessen Mißerfolg auf der Bühne ihr fast ebenso tief zu Herzen ging als dem Schöpfer des Werkes. Ein glücklicher Zufall sollte der edlen Frau zu Hilfe kommen — das Engagement eines jugendlichen Tenoristen, des kaum dreiundzwanzigjährigen Josef August Röckel, der im Herbst 1805 an das Theater an der Wien verpflichtet worden war und in dem die Fürstin Lichnowsky einen prächtigen Florestan vermutete. Sie setzte Beethoven von ihrem Vorhaben in Kenntnis; er hörte Röckel in einer fremden Rolle an und schien von seinen Fähigkeiten ungemein befriedigt zu sein.

In der letzten Januarwoche veranstaltete die Fürstin in ihrem Palais eine intime Aufführung des bereits vom Repertoire abgesetzten „Fidelio“, bei welcher die Besetzung des Theaters an der Wien mit Röckel als Florestan mitwirkte. Der Bassist Mayer, der Schwager Mozarts, begleitete Röckel in das Palais Lichnowsky, und erst auf dem Wege nach dem fürstlichen Palais teilte Mayer ihm mit, daß sie Beethoven dort im Kreise seiner nächsten Freunde finden und seine durchgefallene Oper mit den übrigen beteiligten Bühnenmitgliedern nochmals zu einer kritischen Aufführung bringen würden, um den Meister selbst von der Notwendigkeit einer Umarbeitung zu überzeugen. Da Beethoven für das Scheitern seiner Oper allein dem früheren Tenoristen Schuld gab, so sollte Röckel, zu dessen Stimme er mehr Vertrauen habe, bei dieser Soloaufführung die Partie des Florestan vom Blatte singen. Dabei hätte Röckel ebensosehr wie Mayer und die übrigen Mitglieder fortwährend die nötigen Kürzungen und Abänderungen und zuletzt die Verschmelzung der beiden ersten Akte unter inständigen Bitten dem Meister vorzutragen.

Röckel graute vor dem Auftrage, die schwierige Partie des Florestan vor dem ebenso schwer zu befriedigenden wie leidenschaftlichen Komponisten vom Blatte zu singen, obgleich er dieselbe von seinem früheren Lehrer und jetzigen Rivalen oft gehört und teilweise schon bei ihm studiert hatte; ihm graute ebensosehr vor den Bühnenränken des gekränkten Tenoristen, dessen Nachfolger er mit diesem Schritte werden sollte, und er wäre am liebsten wieder umgekehrt, wenn ihn nicht Mayer fest am Arme gehalten und förmlich weitergeschleppt hätte. So traten sie in das fürstliche Palais ein und stiegen die glänzend erleuchteten Treppen hinan, auf denen ihnen mehrere Livreebediente mit geleerten Teebrettern entgegenkamen. Sein Begleiter, der die Sitte des Hauses kannte, machte dazu ein höchst verdrießliches Gesicht und murmelte: „Der Tee ist vorüber, ich fürchte, daß Ihr Zögern unsere Magen in eine sehr empfindliche Lage gebracht haben wird.“

Sie wurden in den mit kerzenreichen Armleuchtern und schweren seidenen Draperien ausgestatteten Musiksaal geführt, an dessen Wänden farbenprächtige Oelgemälde der größten Meister in ihren breiten, blitzenden Goldrahmen ebenso von dem hohen Kunstsinn wie vom Reichtum der fürstlichen Familie zeugten. Man schien sie schon erwartet zu haben; denn Mayer hatte recht gehabt: der Tee war vorüber, und alles war zum Beginn der Musikaufführung bereit. Die Fürstin, eine ältere Dame von gewinnender Freundlichkeit und unbeschreiblicher Milde, aber infolge großer körperlicher Leiden (beide Brüste waren ihr in früherer Zeit abgenommen worden) bleich und schwächlich, saß bereits am Klavier; ihr gegenüber, nachlässig in einem Lehnstuhl, Beethoven, die dicke Pandora-Partitur seiner unglücksreichen Oper auf den Knien. Zu seiner Rechten sahen sie den Dichter der Tragödie „Coriolan“, Hofsekretär Matthäus von Collin, der mit dem intimsten Jugendfreunde des Komponisten, dem Hofrat Breuning aus Bonn, plauderte. Die Kollegen und Kolleginnen von der Oper, welche die Stimmen schon in der Hand hielten, hatten in einem Halbkreise unweit des Flügels Platz genommen; es war wieder die Milder als Leonore, Mademoiselle Müller als Marzelline, Weinmüller als Rocco, Caché als Pförtner Jacquino und Steinkopf als Minister. Nachdem Röckel dem Fürsten und der Fürstin vorgestellt worden war und Beethoven ihre ehrfurchtsvolle Begrüßung entgegengenommen hatte, legte er seine Partitur der Fürstin auf das Notenpult, und — die Aufführung begann.

Die beiden ersten Akte, in denen Röckel nicht mitzuwirken hatte, wurden von der ersten bis zur letzten Note durchgenommen; man sah nach der Uhr und bestürmte Beethoven, einzelne zu lang ausgesponnene Partien von untergeordneter Bedeutung wegfallen zu lassen; der aber verteidigte jeden Takt, und dies mit einer Hoheit und Künstlerwürde, daß Röckel ihm hätte zu Füßen sinken mögen. Als man aber auf die Hauptsache selbst kam, auf die bedeutenden Kürzungen in der Exposition und die dadurch ermöglichte Verschmelzung der beiden ersten Akte zu einem, geriet Beethoven außer sich, schrie in einem fort: „Nicht eine Note!“ und wollte mit der Partitur hinwegrennen. Die Fürstin aber legte ihre Hände, wie zum Gebet gefaltet, auf das ihr anvertraute Heiligtum, blickte mit unbeschreiblicher Milde zu dem erzürnten Genius empor, und siehe — sein Zorn schmolz an ihren Blicken, und resigniert nahm Beethoven seinen Platz wieder ein. Die hohe Frau befahl fortzufahren und präludierte zu Florestans großer Arie: „In des Lebens Frühlingstagen.“ Röckel erbat sich daher von Beethoven die Florestanstimme, allein sein unglücklicher Vorgänger hatte sie trotz mehrmaliger Aufforderung nicht herausgegeben, und so wurde Röckel angewiesen, von der Partitur, aus welcher die Fürstin begleitete, am Klavier abzusingen. Er wußte, daß diese große Arie für Beethoven so viel galt wie die ganze Oper, und so behandelte er sie auch. Wieder und immer wieder wollte Beethoven sie hören; fast überstieg die Anstrengung des Sängers Kräfte, aber er sang sie, denn er fühlte sich zu glücklich, als er merkte, daß sein Vortrag den großen Meister mit seinem verkannten Werk auszusöhnen vermochte.

Mitternacht war vorüber, als die Aufführung — durch vielfache Wiederholungen verlängert — endlich beendet war. „Und die Umarbeitung, die Kürzung?“ fragte die Fürstin den Meister mit einem flehenden Blicke.

„Verlangen Sie das nicht,“ antwortete dieser düster, „nicht eine Note darf fehlen!“

„Beethoven!“ rief sie mit einem tiefen Seufzer, „so soll Ihr großes Werk verkannt und geschmäht bleiben?“

„Es ist belohnt genug durch Ihren Beifall, gnädigste Fürstin,“ sprach der Meister, und seine Hand glitt leise zitternd aus der ihrigen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Weinen des Urwaldes.

Eine peruanische Geschichte

Von Ventura Garcia Calderon.

„Affenfleisch,“ sagte mir der Ingenieur Recabarren, der so viele Wege durch den Urwald des Amazonas geschlagen hat, „richtiges Affenfleisch hast du sicher noch nicht gegessen. Spotte nicht, es ist delikat, wenn die Indianer es mit der Hand auf einem Feuer von aromatischen Zweigen ganz leicht rösten, dabei leise Beschwörungen murmelnd. Aber soll ich dir erzählen, warum es mir für immer verleidet wurde?“

*

Wir waren noch fünf Tagemärsche vom Maranon entfernt, ich, meine beiden Campa-Indianer und Carlos, ein verlogener Mestize, der bei den Missionaren von Ocopa hatte Priester werden wollen, plötzlich jedoch zu den heiligen Gefäßen und dem Wein für die Messe einen solch unwiderstehlichen Hang entwickelte, daß sein Noviziat brüsk ein Ende nahm. Du wunderst dich vielleicht, wie es trotzdem mein treuester Gefährte geworden ist. Im Urwald kennt man keine Vorurteile. Und im Notfall hat man immer einen Revolver zur Hand.

Kurz, meine Arbeit wurde aufs beste gefördert durch drei tüchtige Kerle, die ohne Murren Chamahro kauten, da sie seit zwei Tagen nichts gegessen hatten. Die Konserven — das Blech, wie man in Iquitos sagt — waren zu Ende und alles litt unter diesem Skorbut, der langsam die Glieder anschwellen läßt, wenn man weder Früchte noch frisches Fleisch findet. Mühselig kletterten wir in dem düsteren, erstickenden Wald — so dicht, daß wir die Wipfel des Ceibos nicht sehen konnten — über Lianen, dicke Matten verwester Blätter und gigantische Spinnennester, in den Ohren ständig das Fauchen und Kreischen der wilden Tiere. Ein Affenbraten vom Rost hätte uns ohne Zweifel wieder hochgebracht. Aber wie diese braunen, haarigen Früchte, die während der Mittagsglut bewegungslos an den hohen Palmen hingen, herunterholen? Seit sechs Tagen war die Munition erschöpft.

Da kam mir der Gedanke, die Neugier der Affen auszubeuten, und als wir uns endlich zu einer kleinen Lichtung durchgearbeitet hatten, wo wir wieder ein Stückchen Himmel sehen konnten, hing ich an die Aeste eines einzelstehenden Mangles einige leere Konservenbüchsen mit hölzernen Klöppeln, die im Winde eine sonderbare Musik vollführten. Du wirst dich jetzt über mich lustig machen, doch ich war sehr stolz auf meinen originellen Glockenstuhl!

Man hörte seltsame Geräusche im Urwald: das Toben unsichtbarer Wildbäche, die sich an Wurzelmonstren brechen; den im-

santen Sturz eines Waldriesen, dessen Stamm zu viele Ameisenvölker bearbeiteten; das Schluchzen der Guacamayos; das Wiegenlied eines melancholischen Affenweibchens oder das Schmatzen namenloser Vögel, die zu taufen man keine Zeit im Paradiese fand. Ein sanftes, rauhes oder schrilles Orchester, je nach der Stunde. Aber dieses leise Bimmeln, wie es zur Vesper ruft! . . . Mußte es die gesamten Waldbewohner nicht in Unruhe versetzen?

Große Laubzweige angesteckt, warteten wir zwei lange Stunden unbeweglich auf die Möglichkeit zum Zufassen; kein einziges Tier riskierte es, nur bis auf Armweite sich zu nähern. Schließlich entschloß sich ein prächtiger Affe mit einem Kinnbart, goldig wie die Haare vom Mais, die schwingenden Glöckchen zu betasten. Er lächelte, lächelte mit einem freundlichen Grinsen, das seine schwarzen Zähne zeigte, als wir zu vieren über ihn herfielen, um ihn mit Lianen zu binden. Manch guten Hieb teilte er in diesem Kampfe aus.

Wie ein Gefangener, der füsiliert werden soll, stand er festgeschnürt am Glockenbaum, betrachtete uns mit grenzenlosem Erstaunen und stieß dann ein höhnisches Gelächter aus. Das reizte mich. Ich hob den Machete, um ihm den Kopf abzuschlagen, doch der Mestize fiel mir respektvoll in den Arm.

„Noch nicht, Patroncito; er ist wütend. Das vergiftet sein Blut, und dann ist das ganze Fleisch nichts mehr wert. Man muß ihn erst zur Ader lassen.“

Auf den für diese delikate Operation etwas unhandlichen Machete verzichtend, wühlte er in seinen Hosentaschen, bis er sein „Messerchen“ fand, eine dieser breiten, starken, im Walde üblichen Klingen. mit der mal eine Schlange durchstochen, mal das Brot in der Stadt zerschnitten wird. Der Affe drehte den Kopf hin und her und beobachtete alle unsere Bewegungen aufmerksam wie ein Mensch, der sich der Gefahr bewußt ist, und als er das Messer dicht vor sich sah, schloß er — was wir im gleichen Fall auch getan hätten — die Augen. Das heftige Zittern, das seinen Körper durchlief, ließ die Konservenbüchsen leise klappern. Und dann ein entsetzlicher Schrei, ein Schluchzen, das seine Kehle erstickte, so menschlich, daß selbst die Campas, die doch manches Grauenhafte im Wald erlebt hatten, zusammenzuckten. Ein wildes Tier verteidigt sich, bedroht noch im Todeskampf; aber das allmähliche Absterben dieses Opfers, dessen langsam über das Fell sickerndes Blut bei jedem von der Todesnot erpreßten Seufzer stärker aus der geöffneten Schlagader hervorquoll . . .

Meine Nerven hielten nicht mehr stand. Ich mußte ein Ende machen, griff wieder zum Machete. Doch da wurde die Sache ganz und gar verwickelt.

Ein Affenweibchen zerrte, aufrechtstehend, mit seinen schwarzen Nägeln an den Fesseln. Niemand hatte es vom Baum herunterspringen sehen. Hastig stammelt es dem Sterbenden etwas ins Ohr: eine Bitte, einen Rat, einen Weg zur Rettung? . . . Carlos, der auch bei tragischen Umständen niemals den Kopf verlor, näherte sich mir, ein paar frisch abgeschnittene Lianen, haltbarer als ein Schiffstau, in der Hand.

„Auf die Art und Weise, Senor, haben wir zwei. Diese da wollen wir für die nächsten Tage einsalzen!“

Er winkte mir, mit ihm zusammen auf das andere Tier loszuspringen, eine leichte Beute in seiner wilden Verzweiflung.

Doch wir hatten unsere Rechnung ohne die dunklen Dämone des Urwaldes gemacht, die immer mit den Menschen ihren Spott treiben. Kaum sah das Affenweibchen die bedrohlichen Bewegungen seiner Henker, so begann es wie eine Frau zu beben, machte mit beiden Händen fast zärtliche Gesten und richtete an uns kleine, klagende Laute, die übergingen in ein langgedehntes Girren — zweifellos ihr Ruf in Nächten der Brunst nach allen Männchen des Waldes. Eine echte Frau, eine Frau in Gefahr, die flehte, die um Hilfe rief, ohne auch nur daran zu denken, sich zu verteidigen . . .

Und als sie jetzt langsam den Kopf auf die blutige Schulter ihres Gefährten legte, eilten aus den Tiefen des Dickichts Hunderte von Affen herbei, um zu heulen, zu pfeifen, erbärmlich zu schluchzen. Massen! Von allen Arten, von jeder Größe, von den riesigen, schweigsamen Maquisapas bis zu denen, die Flaumfedern statt der Haare tragen; Nachtaffen und Eulenaugen und kleine, weinerliche Makakos, die wie Säuglinge wimmern, wenn der Brüllaffe mit schauerlichem Geheul den Wald erfüllt.

Entsetzt, zu Boden gedrückt von dem Toben, das wie eine Verwünschung auf uns niederprasselte, ergriffen wir die Flucht, während über uns der Wald weinte, das ist das richtige Wort — in rhythmischen Stößen: ein starkes, klagendes Wehen, das die Nüsse der höchsten Zweige herabwarf und sich fortpflanzte wie Hahnenschrei beim Morgengrauen. In dem feuchten Halbdunkel stolperten wir über den verfaulten Humusboden, über sich wie Vipern windende Wurzeln, die Ohren mit den Händen zugehalten, um nicht mehr diese Klage zu hören, die aus den Bäumen drang, als wären alle Schäfte Pfeifen einer ungeheuerlichen, verwunschenen Orgel.

Einige Meilen weiter führte uns der Zufall zu einem Flußarm und der Hütte eines Cauccheros, dem wir das Leben verdanken.

Aber seit damals habe ich nie wieder geröstetes Affenfleisch angerührt.“

(Einzig berechtigte Uebertragung von O. A. van Bebber.)

Das Grabmal der russischen Prinzessin.

Paris, im Oktober 1927.

Dies Paris ist konservativer als die ganze Welt bald zusammen. Allemal, wenn im Herbst vor dem Café de la Rotonde die Blätter von den Bäumen fallen, erzählen die dortigen Künstlerstammgäste den staunenden Fremden aus Amerika und England dieselbe Geschichte vom Grabmal der russischen Prinzessin, die dann wenige Tage darauf die Runde durch alle Zeitungen macht, und dann etwa so lautet:

Vielleicht war es überhaupt keine Prinzessin, sondern nur eine von den tausend russischen kleinen Gräfinnen und Fürstinnen, deren Männer jetzt in Paris Taxichauffeur sind. Aber verheiratet war sie jedenfalls nicht, sonst wäre die Geschichte nicht möglich. Dagegen hatte sie offenbar sehr viel Geld aus dem russischen Zusammenbruch gerettet, wie später ihr Testament bewies, denn dies Testament ist der Angelpunkt dieser ganzen Geschichte. Sie kannte in Paris jeden Winkel, die kleine, russische Prinzessin, kannte all die Laster, von denen die Pariser nichts und die Fremden so viel wissen. Aber dies Paris war schrecklich langweilig, und sie war mit 16 Jahren so müde, wie eben nur eine russische Prinzessin in Paris sein kann. Sie war so müde, wie nur jemand, der weiß, daß er nur ein, zwei Jahre zu leben hat. Denn sie war sehr tuberkulös, die kleine Prinzessin, und die Aerzte hatten sie schon lange aufgegeben, wunderten sich nur, warum sie eigentlich immer noch lebte. Einmal noch wollte sie die Welt in Erstaunen setzen, einmal sollte dieses dumme, langweilige Paris, das so alles wußte, und alles kannte, vor einem unerklärlichen, geheimnisvollen Rätsel stehen, in dessen Mittelpunkt sie selbst, die kleine russische Prinzessin stand. Wenn sie einmal Zeit hatte, von ihrer Müdigkeit auszuruhen, dann dachte sie angestrengt über ihren Plan nach, dann mußten zwei Pariser Anwälte kommen. Sie konferierte mit ihnen Stunden. Ihre Müdigkeit schwand. Sie wurde lebhaft, die Aerzte bedenklich. Sie erkannten Tuberkulose in den Lungen, im Blut, im Gehirn. Von dem seltsamen Bazillus der Weltmüdigkeit hatten sie zwar schon gehört, aber bei einer siebzehnjährigen und dazu reichen, russischen Prinzessin schien diese Diagnose höchst unangebracht. Die Pariser Anwälte machten große Augen, sie waren amerikanische Exzentrizisten gewöhnt, aber das ging denn doch über amerikanische Erfindungskraft. Trotzdem, sie waren Diskretion gewöhnt und schwiegen.

Eines Tages, als die Fliederbüsche in den Gärten von St. Germain ihrer Blüten Duft über Paris ergossen, war sie tot. Was nützten alle Vermutungen über das Ob und Wie eines Selbstmordes mit geheimnisvollem Gift; der Arzt schüttelte den Kopf und schwieg.

Der Leichnam ward balsamiert und auf dem Père Lachaise, wo Heinrich Heine, Balzac, Oscar Wilde und Chopin ruhen, beigesetzt. Ein Mausoleum ward gebaut, seltsam groß, für die einsame russische Prinzessin. Zwei Zimmer wurden in dem Grabmal eingerichtet: ein Speise- und Arbeitszimmer mit allem Komfort der Neuzeit und ein Schlafzimmer mit köstlichem Himmelbett und daneben der einbalsamierte Leichnam der Prinzessin.

Der Tage der Testamentseröffnung brachte die Lösung dieses von den Anwälten angeordneten geheimnisvollen Baues. Die Prinzessin setzte eine Belohnung von 1 Million Franks aus für den, der als Junggeselle ein volles Jahr bei ihrer Mumie leben und neben dieser in dem Himmelbett schlafen würde, ohne in dieser Zeit das Grabmal zu verlassen. Er sollte keinen Mangel leiden, reichlich Nahrung, Wein, Likör und Zigaretten erhalten. Lektüre und jede mögliche Art der Unterhaltung haben, selbst Radiokonzerte waren erlaubt.

Der erste Ritter wurde nach 12 Stunden ins Krankenhaus gebracht, der zweite hielt drei Tage aus, dann transportierte man ihn ins Irrenhaus, der dritte war fast eine Woche Gast der russischen Prinzessinmumie, da entdeckte die Direktion des Père Lachaise, daß es ein seiner Frau entflohener Ehemann war und brachte ihn wieder an die frische Luft. Seitdem ist die Mumie verwaist, aber die Prinzessin hat ihr Ziel erreicht. Alljährlich, wenn im Herbst vor dem Café de la Rotonde auf dem Boulevard Montparnasse die Blätter von den Bäumen fallen, erzählt man die Geschichte vom Grabmal der russischen Prinzessin, die samt ihrer Million noch immer auf Erlösung wartet. Nur den Eingang zum Grabmal, den weiß man heut nicht mehr.

Wie sie in Wirklichkeit heißen.

Der bürgerliche und der Bühnenname von Künstlern.
Von Hanns Marschall.

Es ist bekannt, daß Schriftsteller und Dichter, Komponisten und alle ausübenden Künstler sich einen anderen Namen beilegten, wenn sie mit ihren Werken oder selbst an die Oeffentlichkeit traten. So hieß Voltaire mit richtigem Namen: François Marie Arouet. Der bekannte italienische Dichter Gabriele d'Annunzio, der in der letzten Zeit viel von sich zu reden machte, trägt als richtigen Namen Rapagnetta (zu deutsch: Rübchen). Der bekannte Berliner Schauspieler Sommerstorf hieß schlicht: Müller, und die bekannten Berliner Theaterdirektoren Gebrüder Rotter sind polizeilich als die Gebrüder Schaie gemeldet. Haben Sie auch einmal von einem Abraham als bahnbrechenden Leiter im deutschen Theaterleben gehört? — Nein, gewiß nicht! Und doch gab es einen solchen, nur nannte er sich Brahm. Einer der erfolgreichsten Darsteller des heutigen Bühnenlebens ist Max Adalbert, der richtig M. A. Krampf heißt und sich bei der Wahl seines Künstlernamens auf seine Vornamen beschränkt hat. Paul Morgan, der bekannte Kabarettist, stammt aus Wien, und sein Paß lautet auf Morgenstern. Maria Orska heißt Bindermann mit dem richtigen Mädchennamen, und die bekannte Tänzerin Grit Hegesa trägt den urdeutschen Namen Grete Schmidt, der schon öfter vorgekommen sein soll. Den gleichen wirklich unpersönlichen Namen hat übrigens die bekannte Filmdiva Erna Morena. Kennen Sie Hermine Pfleger? — Auch nicht!

Nun, aber von M i a M a y werden Sie sicher schon einmal etwas gehört haben. Auch hier handelt es sich um ein und dieselbe Frau. P o l a N e g r i, die vielgefeierte Künstlerin, hieß lange vor ihrer ersten Verheiratung schlicht A p o l l o n i a C h a l u p e z, und L y a d e P u t t i, die nach Amerika gegangen ist, wurde in der Schule mit dem echt Berliner Namen: „Amalie Janke" gerufen. Einen sehr großen Namen hat sich in der Tanzkunst auch O l g a P i e r k gemacht. Sie kennen sie sicher als — O l g a D e s m o n d. Der bekannte Komiker O t t o R e u t t e r hat eine Kürzung seines richtigen Namens P f ü t z e n r e u t t e r vorgenommen, als er zur Bühne ging. L i l D a g o v e r, die Sie sicher schon in vielen Filmen gesehen haben, dürfen Sie getrost als D a g h o f e r aussprechen, denn diese Schreibweise ist der durchaus richtige Name, den sie trägt und den sie seit ihrer Verheiratung angenommen hat. Wenn Sie den Namen J e a n M o r e a u lasen, haben Sie oftmals gedacht, daß bei dem bekannten und beliebten Kabarettisten sicher eine französische Abstammung vorliegt? — Weit gefehlt! Jean Moreau heißt in Wirklichkeit nur J o h a n n e s M o s k o w i t z. Daß R u d o l f N e l s o n eigentlich Rudolf L e v y s o h n heißt, ist bekannt. Zum Schluß sei noch der Gattin F r i e d r i c h Z e l n i k s gedacht, die Sie bestimmt als L y a M a r a kennen und schätzen. Auch dieser Name ist angenommen, denn L y a M a r a heißt in Wirklichkeit L i s s y G e r d o w i t s c h.

Sollten Sie nun aber einmal Lust verspüren, mit Ihren Lieblingen vom Film und von der Bühne in Korrespondenz zu treten, schreiben Sie ihnen nun unter ihren Künstlernamen. Erstens wird es ihnen lieber sein, und zweitens haben sie schon fast alle ihre richtigen Namen v e r g e s s e n!

Der „German-Postmaster-General".

(Nachdruck verboten.)

Der große deutsche Postreformer, der Generalpostmeister Stephan, erfreute sich in ganz Deutschland einer einzigartigen Volkstümlichkeit. Obschon er 1885 von Kaiser Wilhelm I. geadelt wurde, hieß er auch weiterhin nur kurzweg „Stephan", und noch lange nach seinem Tode nannte man die Briefträger „Stephansboten". Aber auch im gesamten Auslande genoß er ein an Verehrung grenzendes Ansehen. Ein kleines Beispiel sei genannt, wie er sich dieses Ansehen zu erringen verstand:

Nachdem Stephan Anfang der achtziger Jahre den Welttelegraphenverein zum Zwecke der Erzielung billiger Telegraphengebühren gegründet hatte, rief er 1885 die Berliner „Telegraphen-Konferenz" zusammen. Diesen Aeropag internationaler Telegraphenkoryphäen versetzte er mit seiner ans wunderbare grenzenden fremdsprachlichen Gewandtheit und mit seinem schlagfertigen Witz in Entzücken und Bewunderung. Als ein ausländischer Kongreßteilnehmer ihm einen Trinkspruch widmete, formte er ganz aus dem Stegreif eine Dankesrede, bei der je ein Satz in der Landessprache der einzelnen Delegierten abgefaßt war.

Die ausländischen Zeitungen brachten über „Stephan, das deutsche Sprachphänomen", spaltenlange Berichte, ja, die „Times" verstiegen sich sogar zu dem enthusiastischen Lob:

„Nothing is impossible with the German Postmaster-general."

■ Aus aller Welt. ■

Ein neues Konklavegebäude beim Vatikan.

Bei der Wahl eines neuen Papstes wurde bisher seit Jahrhunderten die Sixtinische Kapelle benutzt. Papst Pius XI. hat nun einen Plan gutgeheißen, demzufolge ein besonderes Gebäude in den Vatikanischen Gärten errichtet wird, das den Zwecken eines zukünftigen Konklaves dienen soll. Das Gebäude soll 70 Wohnräume für die Kardinäle, deren Zahl auf 70 festgelegt ist, enthalten, und weitere 50 kleinere Räume für die Diener der Kardinäle. Eine Kapelle ist bestimmt für die gemeinschaftlichen Andachten, ein großer Saal dient für die Abstimmungen. Die Gänge sollen eine Kunstgalerie bilden, ausgestattet mit wertvollen Kunstgegenständen. Die Gesamtkosten sind mit 50 Millionen Lire vorgesehen.

Vaihinger dreifacher Ehrendoktor. Gelegentlich der Feier ihres 25jährigen Bestehens am 15. Oktober hat die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Münster i. W. dem Geh. Rat Prof. Dr. phil. Vaihinger in Halle die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Demselben wurde auch schon 1924 gelegentlich der 200jährigen Wiederkehr des Geburtstages Kants seitens der Medizinischen Fakultät der Universität Königsberg ehrenhalber die Doktorwürde zuerkannt. Schon 1922 war die Technische Hochschule Dresden gelegentlich seines 70. Geburtstages mit der Verleihung der Würde eines Ehrendoktors der Technischen Wissenschaften vorangegangen.

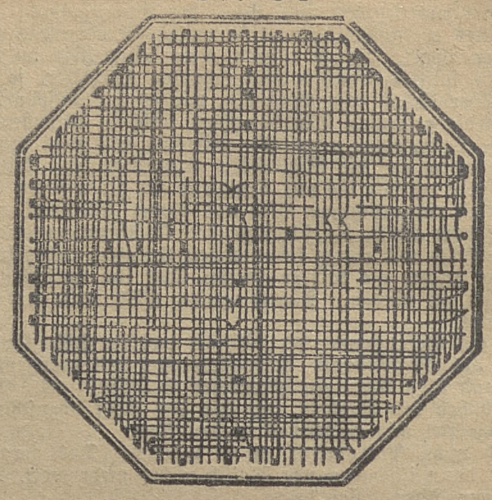
■ Zum Kopfzerbrechen. ■

Arithmetische Scherzaufgabe.

a + (b — c) + (d — e) + (f — g) = x

a = Flächenmaß,
b = afrikan. Menschenrasse,
c = germanischer Speer,
d = spanischer Fluß,
e = persönl. Fürwort,
f = Fingerschmuck,
g = Verhältniswort,
x = berühmter schwedischer Sportsmann

Magische Figur.



(Erklärung: Bringt man das Blatt in die richtige Lage zu den Augen, so kann man Buchstaben entziffern, welche im Zusammenhang gelesen ein Goethezitat ergeben.)

Kamm-Rätsel.

A	A	B	D	D	E	E	E	E	E	E
E		E		G		G		I		I
I		L		N		N		N		O
R		R		S		S		T		T
U		U		U		U		U		V
		W		Y		Z		Z		

Die Buchstaben der Figur sind untereinander so auszutauschen, daß die Zähne des Kammes Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. deutschen Rennfahrer, 2. Stadt in Anhalt, 3. Getreideart, 4. holländische Münze, 5. junge Nonne, 6. englisches Fußballspiel; die Buchstaben des Kammrückens nennen einen deutschen Schwergewichtsmeister im Boxsport und die Spitzen der Kammzähne einen amerikanischen Boxmeister.

		wei-	tier	von	so		
	ste	ler	men	der	mit	den	
	se	mann	sing	wie	den	fragt'	
	schmeich-	schlimm-	wil-	na-	zah-	nig	
sprach	sen	rann	heißt	les-	nen	heißt's	ein
und	das	von	wei-	ty-	kö-	men	ei-

Buchstabenrätsel.

a b b e g n r r s u	Ostpreußen
a e e g l n n r	Bayern
d e e g i n n r u	Rheinprovinz
a d e e g m n n r t ü	Sachsen
b d e e e g h i l r	Baden
a b d e e e l r s w	Brandenburg
a b g m n r u u	Sachsen

Unter Zuhilfenahme der Buchstabengruppen sind sieben Städtenamen zu suchen, deren Anfangsbuchstaben, der Reihe nach abgelesen, wiederum eine deutsche Stadt nennen. O. L.

Auflösung Nr. 18.

Problem: Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

Kreuzworträtsel: S e n k r e c h t: 1. Bob. 2. Ochs. 3. Tirol 4. Reh. 5. Erz. 6. Tegel. 7. Bad. 8. Rom. 9. Aal. 10. Not. 13. Raa. 16. Motor. 18. Mainz. 20. Bad. 21. Tee. 24. Tadel. 25 Ida. 27. Kasse. 28. Gas. 29. All. 30. Acht. 32. Rio. 34. Fes. 35. Sar. 38. Goch. 40. Sud. — W a g e r e c h t: 3. Tor. 5. Echt. 7. Biber. 9. Arsen. 11. Bar. 12. Horaz. 14. Goi. 15. Tom. 17. Mal. 18. Met. 19. Lob. 21. Tal. 22. Tag. 23. Lei. 24. Tod. 26. Enk. 28. Gar. 29. Ada. 31. Zar. 33. Rad. 34. Flachs. 36. Sir. 37. Segel. 39. Tasso. 41. Los. 42. Rue.

Tüchtig schütteln: Lampe — Palme.

Versteckrätsel: HINDENBURG: 1. Hannover. 2. Iserlohn. 3. Nauen. 4. Demmin. 5. Erlangen. 6. Naumburg. 7. Berlin. 8. Uerdingen. 9. Rosenheim. 10. Gütersloh.

Errungenschaft: Rad — Io — Radio.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter R o b e r t S t y r a, Poznań.